HEYNE

Zum Buch

Tony Winter ist Tatortfotograf in Glasgow und stets als einer der Ersten zur Stelle, wenn wieder mal ein Drogendealer erstochen wurde. Mit seiner Kamera hält er jedes kleinste Detail fest, das den Ermittlern bei ihrer Arbeit helfen könnte. Und natürlich macht er sich auch selbst seine Gedanken zu den Morden – sehr zum Leidwesen seiner Freundin, der Polizistin Rachel Narey, die er regelmäßig über die neusten Erkenntnisse ausfragt. Eine mysteriöse Serie von Attentaten hat Winters besonderes Interesse geweckt. Wer hat die Macht und den Mut, die mächtigsten Unterweltbosse der Stadt einen nach dem anderen auszuschalten? Winter begibt sich auf die Spur des Täters. Noch ahnt er nicht, dass er sich und Rachel damit in höchste Gefahr bringt. Denn der Killer kennt kein Erbarmen.

Zum Autor

Craig Robertson kann auf eine 20-jährige Karriere als Journalist bei der Glasgow Sunday Post zurückblicken. Er hat drei Premierminister interviewt, berichtete über 9/11, Dunblane, das Verschwinden von Madeleine McCann, war der Erste, der Susan Boyle interviewte, verbrachte Zeit in einer Todeszelle in den USA und verteilte Medikamente gegen Polio in Indien.

Lieferbare Titel
Und Rache sollst du nehmen

CRAIG ROBERTSON

SNAP SHOT

THRILLER

Aus dem Englischen
von Ulrich Thiele

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe SNAPSHOT erschien 2011
bei Simon & Schuster UK Ltd., London.

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 11/2012
Copyright © 2011 by Craig Robertson
Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2012
Redaktion: Heiko Arntz
Umschlaggestaltung: Büro Überland, München,
unter Verwendung eines Motivs von © plainpicture/Mohamad Itani
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP
ISBN: 978-3-453-43685-5

www.heyne.de

Meiner Mum und meinem Dad –
Aileen und Alan Robertson –
in Liebe gewidmet.
Danke für alles.

1

Sonntag, 11. September

Es regnete. Natürlich regnete es. Glasgow halt. Für das satte Grün, mit dem in den Reisekatalogen für Schottland geworben wurde, brauchte es eben ein bisschen Regen.

Hunderte Gestalten drängten sich vor dem Eingang des Blochairn Market und waren verdammt stinkig, aber nicht so sehr wegen des Pisswetters.

Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Nach diesem Prinzip wurden die Stellplätze vergeben, weshalb jeder versuchte, möglichst früh da zu sein. Einige hatten bestimmt schon um vier Uhr morgens angestanden. Jetzt war es kurz nach sieben, auch wenn es sich für Tony Winter immer noch wie tiefste Nacht anfühlte. Die lieben Leute hier waren wahrscheinlich schon vorher ziemlich mies drauf gewesen – und dann mussten sie auch noch ihren Stand verlassen und draußen warten, weil es irgendeinem egozentrischen Arschloch eingefallen war, sich ausgerechnet hier und jetzt abstechen zu lassen.

Winter hob die Kamera und drückte ab. Ein Schnappschuss vom Eingang des Markts, um das Umfeld des Tatorts zu dokumentieren. Streng genommen war das nicht nötig, aber er hatte es schon immer so gehalten. Genau wie Metinides, und was für Metinides gut genug war, konnte ihm nur recht sein.

Die versammelten Wartenden starrten allesamt auf den Eingang. Manche hockten im Wagen, andere gingen auf und ab wie gestörte Bären im Zoo. Winter konnte sie unauffällig von

hinten ablichten, ohne dafür den Schädel eingeschlagen zu bekommen. Reihenweise Autos, darunter zahlreiche Kleintransporter, ausnahmslos bis unters Dach vollgestopft mit allem möglichen Kram. Die meisten Rückfenster komplett dicht vor lauter Schachteln und Klamotten. Und irgendwie dazwischen eingeklemmt, zwischen Tapeziertischen und Plastikplanen: die Verkäufer, die langsam ungeduldig wurden. Der frustrierte Mob, der im plätschernden Regen mit den Hufen scharrte. Ihnen war es egal, dass da irgendein armer Arsch um die Ecke gebracht worden war. Sie wollten nur endlich wieder rein und ihre alten Schuhe und ihre Kosmetika-Ausschussware verscherbeln.

Der allsonntägliche Flohmarkt in Blochairn, ein paar Minuten nördlich vom Glasgower Zentrum, der größte Flohmarkt Schottlands und einer der größten Europas. Hier bekommt man alles – von fast vollständigen Puzzles bis zu Designermänteln, von Büchern bis zu Schmuck und alles dazwischen. Nicht zu fassen, was die Leute so kaufen.

Winter war schon mal hier gewesen. Damals hatte er beobachtet, wie sich zwei Frauen um ein paar zerschlissene Geschirrtücher geprügelt hatten. Zehn Pence das Stück. Auf den Teilen klebte wahrscheinlich ein ganzes Jahrzehnt Fett und Dreck, aber immer noch besser als gar keine Geschirrtücher, oder? Das war Armut, echte Armut. Vielleicht wären die Leute nicht ganz so arm gewesen, wenn sie ihren Zigaretten- und Schnapskonsum ein wenig eingeschränkt hätten. Aber sie waren nun mal, wie sie waren, und Winter würde sich ganz sicher kein Urteil erlauben.

Noch vor der Dämmerung rollten die ersten Wagen zum Eingang. Da standen sie dann, im Dunkeln, und warteten darauf, dass es endlich losging. Mit der Zeit beschlugen die Scheiben, der Nebel eines halbherzigen Optimismus legte sich

aufs Glas. Und kaum waren sie aufgetaucht, leuchteten ihnen die ersten Taschenlampen ins Gesicht, klopften die ersten Besucher ans Fenster. Gierige Gesichter und hin und her huschende Augen. Was haste dabei? Handys? Gold? Und was willste dafür?

Möglichst schnell alles loswerden, was man mitgebracht hatte, und dann wieder abhauen. So lief das hier normalerweise, aber der heutige Tag war anders. Heute, an diesem Septembermorgen, der sich wie so viele Septembermorgen redlich bemühte, einen hässlichen Dezembernachmittag zu imitieren, standen zwei Cops vor den verriegelten Toren des Markts, andere hatten sich drinnen bereits ans Werk gemacht. Gleich würde Winter dazustoßen.

Auf dem Weg ins Innere nickte er Sandy Murray und Jim Boyle zu, den beiden Police Constables, die am Eingang Wache hielten.

»Alles klar, Winter? Ein neuer Tag, ein neuer Toter, was?« Jedes Mal brachte Boyle denselben schlechten Scherz.

Murray räusperte sich. »Übrigens, Tony. Addison, der alte Wichser, ist ziemlich mies drauf. Also wie immer eigentlich.« Addison und Murray hatten sich noch nie leiden können, und der Detective Inspector hatte dem PC auch schon ein paar Mal gehörig den Arsch versohlt. Wahrscheinlich war Addison gar nicht so angefressen, wie Murray behauptete. Wahrscheinlich war er wirklich nur wie immer.

Der Tote wartete im hinteren Teil des Markts auf Winter. Durch den Anruf, der ihn vorhin aus dem Bett gerissen hatte, wusste Winter fast alles, was er wissen musste: ein lebloser Körper in einer dunklen Blutpfütze, ein Stich ins Herz. Gefunden hatte ihn eine Frau, die nach Plastiktüten gesucht hatte, um ihre kostbaren Teekannen vor dem Regen zu schützen. Schon jetzt war der Tote eine Nummer, eine Ziffer in einer

Statistik. Auf seine Stirn hätte ebenso gut in blutigen Lettern das Wort »Klischee« stehen können. In Glasgow abgestochen zu werden war so ungefähr der gewöhnlichste Tod, den man sich denken konnte.

Auch den Namen kannten sie schon, denn der Tote war, wie die Schreiberlinge so schön sagten, »polizeibekannt«.

Sammy Ross, seines Zeichens Schmalspurdrogendealer mit festem Wohnsitz in der Unterwelt. Oder gar keinem Wohnsitz mehr, wie man's nimmt.

Außerdem war er Nummer 46 in der Kategorie Tödliche Messerstecherei. Dabei war erst September. Bei den nicht tödlichen Messerstechereien hatten sie gar nicht erst mitgezählt.

Winter hatte vierzehn der fünfundvierzig Vorgänger fotografiert. Allmählich wurde es langweilig. Er bezweifelte, dass sich sein Fünfzehnter als sehr viel interessanter erweisen würde.

Eigentlich war es nicht seine Aufgabe, sich darüber Gedanken zu machen, aber ihm fielen auch ohne Nachdenken ein gutes Dutzend möglicher Gründe für Sammy Ross' Tod ein. Wer Tag für Tag mit Cops zusammenarbeitete, schnappte zwangsläufig das ein oder andere auf.

Vielleicht wollte jemand weniger zahlen. Vielleicht wollte jemand gar nicht zahlen. Möglicherweise hatte Sammy seinen Stoff mit ein bisschen zu viel Zucker und Milchpulver verschnitten. Oder er hatte mal wieder versucht, Entwurmungspillen als Ecstasy zu verticken. Vielleicht hatte er ein Versprechen abgegeben, das er nicht halten konnte. Vielleicht hatte er jemanden gevögelt, den er besser nicht gevögelt hätte, oder jemanden nicht gevögelt, den er lieber mal gevögelt hätte. Vielleicht hatte er Schulden, vielleicht war er einem Kumpel zur Seite gesprungen, vielleicht war er wegen der Kohle in seiner Hosentasche abgemurkst worden. Vielleicht hatte er

jemanden schief angeschaut oder der falschen Fußballmannschaft die Daumen gedrückt. In Glasgow gab es eine Menge Gründe, ein Messer ins Herz zu kriegen.

Und eigentlich war es auch egal. So oder so würde Winter heute früh Sammys sterbliche Überreste ablichten. Ein schöner Start in den Tag. Sammy lag auf dem Asphalt, und er war bereits halb ausgelaufen – sein einstiges Leben hatte sich in einer Pfütze zu Derek Addisons Füßen gesammelt. DI Addison stand vor dem Toten, die Hände in die Taschen seines Regenmantels gestopft, und betrachtete ihn wie ein Stück Scheiße, das er soeben an seiner Schuhsohle entdeckt hatte. Es war erst September, aber auch er hatte schon ein langes Jahr hinter sich. Winter stellte scharf: zwei Männer, einer lebendig, einer tot. Ein Foto, noch eins, ein drittes. Die zweite Szene. Als das schnelle Klack-Klack-Klack der Kamera ertönte, fuhr Addison herum.

»Schön, dass du dich auch mal herbequemt hast, Tony. Macht ja nichts, dass wir schon seit 'ner Stunde hier sind. Und hör verdammt noch mal auf, mich zu fotografieren!«

Winter wusste, dass er es nicht so meinte. Addison hatte nur genauso wenig Lust wie alle anderen, im kalten Regen zu stehen.

»Fresse, Addy«, sagte er. »Hat halt nicht jeder ein schickes Blaulicht auf seiner Karre. Willst du mich gar nicht vorstellen? Sammy Ross, nehme ich an?«

»Hast wohl wieder zu viel *CSI* geguckt. Ja, Sherlock, das ist Sammy Ross. Ein toter Drogendealer mit den üblichen Stichwunden. Also los, mach deine Fotos. Ich bin am Verhungern.«

»Wann bist du eigentlich nicht am Verhungern?«

Es war eher die Ausnahme, dass Polizeifotografen in diesem Ton mit Cops sprachen, schon gar nicht mit einem Detective Inspector. Aber Winter durfte das, denn er hatte schon

so manche Nacht mit Addison versoffen. Und nach all ihren gemeinsamen Pints wusste er, wo der DI seine Leichen vergraben hatte.

Aber musste er jetzt ausgerechnet vom Essen reden? Nach der gestrigen Nacht dröhnte Winters Kopf sowieso noch, und alles in ihm hatte sich dagegen gesträubt, aufzustehen und sich in diese Niederungen zu begeben. Er musste daran denken, dass sie bestimmt noch im Bett lag, eingerollt in die Decke, weich, warm und schläfrig. Wie gerne hätte er sich jetzt an sie geschmiegt. Der Himmel über Glasgow vergoss höhnische Krokodilstränen, und jeder Regentropfen rief Winter in Erinnerung, wo er jetzt viel lieber gewesen wäre.

Aber er war nicht dort, sondern hier, er war nicht bei ihr, sondern bei einem Toten. Und das Schlimmste daran war, dass der Tote den Rest der Menschheit nicht die Bohne interessieren würde. Außer Sammys Mama vielleicht, aber auch darauf hätte Winter nicht gewettet. Sammy lag in seiner eigenen Blutsuppe, und niemanden scherte es.

Dafür war gar keine Zeit. Keine Zeit für jemanden wie Sammy. Schon in ein paar Minuten würde sich die nächste Leiche melden. Kaum war Sammy vom Boden aufgelesen worden, würde einer seiner Kollegen seinen Platz einnehmen. Der nächste menschliche Abschaum, der sich eine Zielscheibe auf die Brust gezeichnet hatte und nun darauf wartete, als Digitalfoto verewigt zu werden.

In jeder Sonntagszeitung, Woche für Woche, fand sich eine Notiz über eine tödliche Messerstecherei. Höchstens zwei Absätze, mehr war so was nicht wert. Der Sprössling irgendeiner Mutter wurde mit einem geschickten Stoß ins Jenseits befördert und mit einem halben Dutzend Zeilen abgefertigt. Mehr musste man nicht wissen.

Winter sah sich um. Offenbar sorgte Messerstecherei 46

auch bei den anderen nur für begrenzte Begeisterung. Ein Krimineller stach den anderen ab. Ein Krimineller weniger. Noch ein paar Tausend Mal, und es wären keine mehr da. Und damit wurde die Akte geschlossen.

Die uniformierten Kollegen hatten die Schnauze voll. Der Detective Inspector hatte die Schnauze voll. Und Campbell »Two Soups« Baxter, der Chef der Spurensicherung, anscheinend erst recht.

Trotzdem würden sie ihre Pflicht erfüllen. Sie würden Sammy Ross genauso viel Aufmerksamkeit widmen wie allen anderen. Auch ihn würden sie sorgfältig vermessen, abpinseln, nach allen Regeln der forensischen Kunst untersuchen und danach gründlich waschen, bevor er irgendwo verscharrt wurde oder in Flammen aufging.

Und sollten wider Erwarten Zeugen auftauchen, würde man sie ausfragen; man würde an die entsprechenden Türen klopfen und den polizeibekannten Bekanntenkreis aushorchen. Vielleicht, aber nur vielleicht, würden die Cops dadurch herausfinden, wer den Dealer abgestochen hatte. Der Glasgower Bevölkerung wäre es egal, und zwar nicht nur vielleicht.

Bestimmt hätte man diesen traurigen Sonntagmorgen an noch ungemütlicheren Orten verbringen können als auf dem verregneten Blochairn Market, aber im Moment wollte Winter beim besten Willen keiner einfallen. Die Eingeborenen am Tor würden sich nicht mehr lange hinhalten lassen. War da nicht bereits das Geräusch von Schleifsteinen auf Mistgabeln zu hören? Regentropfen plätscherten in den burgunderroten Teich, in dem Sammy ertrunken war, und schlugen Wellen, die im Vorhinein alle Berechnungen zu Blutspritzern zunichtemachten, die sich Two Soups und seine Untergebenen einfallen lassen würden. Aber eigentlich war auch das egal.

Winter hatte es einfach schon zu oft gesehen.

In Glasgow hatte man bessere Chancen, ermordet zu werden, als in allen anderen Städten Westeuropas, und in Sachen Messerstechereien lag die »No Mean City« sogar weltweit ganz vorn. Als Fotograf, der regelmäßig die Ergebnisse ablichten durfte, hatte man jedenfalls gut zu tun.

Seit sechs Jahren war er jetzt dabei, aber dieser eine Moment, diese eine Sekunde, bevor er die Leiche zum ersten Mal erblickte, war immer gleich, vom ersten Tag an bis heute. Jedes Mal spürte er zur Hälfte Erregung und zur Hälfte eine gewisse Furcht. Fifty-fifty. Er fürchtete sich vor dem, was er um jeden Preis sehen wollte. Ja, ein Teil seiner Furcht rührte daher, dass er ganz genau wusste, *wie sehr* er es sehen wollte.

Wenn er sich sagte, dass die sechsundvierzigste Messerstecherei bloß öde Routine war, machte er sich im Grunde etwas vor. Ihn interessierte immer noch brennend, was geschehen war. Deshalb stand er jeden Morgen auf, ob es ihm gefiel oder nicht.

Er war da, bevor die Blumen kamen, bevor der Pöbel einen neuerlichen Verlust beweinen konnte. Er war da, wenn der Körper schon den Geist aufgegeben hatte, aber das Blut noch heiß war. Ein seltsames Privileg. Man konnte noch sehen, was der Mensch gewesen war, konnte ahnen, was aus ihm hätte werden können, wenn es ihn nicht vorzeitig aus der Bahn geworfen hätte. Und dieser Anblick brachte ihn jedes Mal fast um den Verstand.

Er sah den Moment, in dem der Tod zugeschlagen hatte – erstarrt wie in Bernstein. Schon jetzt spürte Winter den Drang, das Verlangen, Sammy Ross' Gesicht zu sehen und zu fotografieren. Sein Gesichtsausdruck interessierte ihn mindestens so sehr wie die Wunde in seinem Bauch. Ja, das war eine verdammt kranke Angewohnheit, aber was sollte er machen? Das brauchte er nun mal.

Es gab ein gälisches Wort, das es ihm besonders angetan hatte. Dabei kannte er nur wenige gälische Ausdrücke, die üblichen Verdächtigen wie *uisge beatha* und *sláinte:* Whisky und Prost.

Jetzt, wo er darüber nachdachte, sagten die paar gälischen Wörter, die er draufhatte, so einiges über seine Trinkgewohnheiten. Oder über Schottland im Allgemeinen. Abgesehen von Wendungen, die in irgendeiner Weise mit Alkohol zu tun hatten, konnte er bis fünf zählen – *aon, dha, tri, ceithir, coig* –, und ab und zu bemühte er sein *ceud mile failte,* ein hunderttausendmaliges Willkommen.

Aber sein Lieblingswort war *sgriob.* Er hatte es von einem alten Mann aus Skye gelernt; Lachie hatte er geheißen, ein Stammgast im Lismore. *Sgriob* bedeutete so viel wie Whisky-Kitzel – der erwartungsvolle Schauder auf der Oberlippe, ehe man den ersten Schluck Scotch trank. Eine brillante Erfindung. Die Eskimos mochten hundert Wörter für Schnee haben, aber auf so was konnten nur die Gälen kommen.

Später hatte ihm ein anderer alter Haudegen erzählt, dass man *sgriob drama* oder *sgriob dibhe* sagen musste, wenn es speziell um Whisky gehen sollte. Ansonsten sprach man bloß von einem Kratzer oder einer Schramme.

Egal. Irgendeinen Kitzel musste sich jeder verschaffen, und bei Winter war der Fall klar: Er brauchte den Tod-Kitzel. Die heiße, weiche, samtige Frau, die immer noch in seinem Bett lag, hatte seine Sucht mal als Nekrophotophilie bezeichnet. Aber mit Sex hatte es nichts zu tun, ausnahmsweise nicht. Er hatte den Tod wirklich häufig genug gesehen, und eigentlich hatte er es längst satt. Doch er konnte nicht anders, als immer wieder hinzuschauen. Und er wusste genau, was er jetzt tat: Er zögerte es hinaus. Er genoss das *sgriob,* die letzten Sekunden, bevor es so weit war. Wie würde der kleine Sammy in die

Welt gucken? Verängstigt oder überrascht, wütend oder fragend? Und was war mit der Stichwunde? War sie hässlich oder klinisch, psychopathisch oder sauber? Wie viel Blut? Und wo?

Die erste Leiche, die er gesehen hatte, hatte er auch fotografiert. Seine erste Schicht als Fotocop, ein Autounfall auf dem M80, ein Stück nördlich von Muirhead. Eine junge Frau, keine fünfundzwanzig Jahre alt, war mit dem Kopf voraus durch die Windschutzscheibe gesegelt. Kein Sicherheitsgurt, keine Chance.

Sie hatten ihm schon unterwegs gesagt, was passiert war. Sein Magen hatte rebelliert, und als er sie dann endlich vor Augen gehabt hatte, hätte er sich beinahe übergeben. Eine junge Frau unter einem Schleier aus Scherben vor einem Renault Clio, einem schicken silbernen Wagen mit pinken Plüschwürfeln am Rückspiegel, die noch immer an Ort und Stelle hingen.

Offensichtlich hatte sie im letzten Moment den Kopf eingezogen, denn sonst, erklärte ihm der diensthabende Cop, hätte sie ganz anders ausgesehen. Oben war ihr Schädel eingedrückt, das Steuer hatte ihre Brust zertrümmert, aber ihr Gesicht konnte man fast schon als makellos bezeichnen. Und auf ihrem Gesicht: ein konzentrierter, entschlossener Ausdruck. Als hätte sie alles getan, um sich zu schützen, um zu überleben. Nur den Gurt, den hatte sie nicht angelegt.

Tony schoss ein einziges Foto, auf den Asphalt gekauert, aus ein paar Metern Entfernung. Dann wich er bis zur Absperrung zurück. Doch der Cop kam ihm hinterher und zischte ihm ins Ohr – was denn in ihn gefahren sei? Er müsse die Tote aus jedem erdenklichen Winkel ablichten, um Position, Verletzungen, Tiefen- und Größenverhältnisse und alles andere einwandfrei zu dokumentieren, und wenn er damit fertig sei, müsse er sich die Profiltiefe der Reifen, die Schleuderspuren,

die Verteilung der Scherben und natürlich die verschiedenen Zufahrtswege vornehmen. Selbstverständlich erzählte er ihm damit nichts Neues, aber als Winter die Tote auf der Straße gesehen hatte, hatte sich alles, was er in der Ausbildung gelernt hatte, komplett aus seinem Kopf verabschiedet.

Am Ende tat er, was von ihm verlangt wurde, und nicht nur das. Er fotografierte nicht nur den eingedrückten Schädel und den ramponierten Torso, nicht nur das Muster der Scherben und die Details der Bremsspur, sondern auch die geschäftsmäßigen Mienen der uniformierten Polizisten, die ein Tuch über die Tote breiteten, und den verängstigten Blick des Zeugen, der die Augen nicht von der jungen Frau lassen konnte.

In der Rückschau wunderte er sich fast schon, dass er die Nerven gehabt hatte, neben der digitalen Nikon, die ihm das Department gestellt hatte, auch seine eigene Canon-Spiegelreflex einzustecken. Aber er war froh darüber. Das körnige Schwarz-Weiß vermittelte ein Gefühl, das ihm irgendwie gefiel. Und was noch wichtiger war: Auf der offiziellen Speicherkarte waren diese Bilder nicht zu finden.

Exponat Nummer 1: Avril Duncanson. Egal wie viele noch dazukommen würden, ihren Namen würde er nie vergessen. Außerdem waren ihre Fotografien Teil seiner Sammlung; damit hatte er eine handfeste Erinnerung, die es eigentlich gar nicht gebraucht hätte. Manches begleitet einen für den Rest des Lebens. Kaum schließt man die Augen, taucht es wieder auf, verborgen hinter den Lidern.

Plötzlich war Winter zurück in der feuchtkalten Gegenwart, im Grau von Blochairn. Schuld daran war Two Soups, der sich hinter ihm echauffierte, er solle sich mit seinem Geknipse beeilen, damit seine Leute endlich an die Leiche könnten. Two Soups war ein elender alter Griesgram. Hätte Winter sich einen Mitarbeiter der Spurensicherung am Tatort aussu-

chen können, wäre die hübsche Cat Fitzpatrick seine erste und Two Soups seine letzte Wahl gewesen. Definitiv. Campbell »Two Soups« Baxter ging einfach jedem auf die Nerven. Er war von der alten Schule und witterte überall amateurhafte Forensik. Vor allem Cops, die sich die unvermeidlichen Fernsehserien zu dem Thema reingezogen hatten und jetzt meinten, sie könnten mitreden, hatte er gefressen.

Aber Baxter musste sich noch etwas gedulden, denn am Tatort hatte nun mal der Fotograf den Vortritt. Der Fotograf musste alles dokumentieren, wie es war, ehe die Leichenfledderer Hand anlegen durften. Deshalb konnte Two Soups sich seine Zeit nicht einteilen, wie er wollte, und damit war er ganz und gar nicht einverstanden. Eine Frechheit, dass er und seine Kollegen, ein Team hoch qualifizierter Wissenschaftler, auf einen Affen mit Kamera warten mussten! Wahrscheinlich konnte er sich nicht entscheiden, ob er stinkig sein sollte, weil Winter nicht ein bisschen früher da gewesen war oder weil er überhaupt da war. Aber er sagte nichts mehr, sondern starrte nur noch düster vor sich hin. Sollte er starren. Eine zweite Chance, diesen Tatort zu verewigen, würde Winter nicht bekommen, und er würde sich ganz sicher nicht hetzen lassen. Auch wenn es bloß eine stinknormale Messerstecherei war.

Er stellte die erste Ganzkörperaufnahme scharf. Two Soups verschwand aus seinem Gesichtsfeld, alles andere auch. Die Welt reduzierte sich auf ihn und Sammy Ross.

Zum ersten Mal sah er Sammys Gesicht. Resignation. Völlige Kapitulation. Keinerlei Überraschung. Sammy hatte gewusst, was auf ihn zukam. Mit dem typischen leeren Blick stierte er in die Unendlichkeit. Und was er dort sah, schien ihm nicht besonders zu gefallen.

Aber Winter gefiel es. Ja, es war grausam. Doch es war auch schön.

Die Totenstarre hatte bereits eingesetzt, Sammy war also schon seit ein paar Stunden tot. Die Knie, die beim Fallen eingeknickt waren, hatten sich verkrampft. Der eine Arm klemmte schräg unter dem Körper, die Hand an der Schnittwunde in der Brust, der andere lag schief an der Seite; anscheinend hatte Sammy damit seinen Sturz abfangen wollen. Aber so ein Sturz ließ sich nicht abfangen. So ein Sturz führte auf direktem Weg in die Hölle.

Burgunderrotes Blut hatte seine Jeans durchweicht und sein hellblaues T-Shirt durchnässt, doch beides trocknete schon. Blasse Haut, weiß wie Alabaster, auf den Lippen ein Hauch von Blau.

Und ein tiefer Schnitt. Hinter der blutigen, zerfledderten Baumwolle war der lange Riss zu erkennen, den das Messer hinterlassen hatte. Eine deutlich erkennbare Eintrittswunde, dann ein steiler Anstieg bis zur Brust, eine Spur aus zerfetzter Haut. Der Mörder hatte die Klinge reingesteckt, herumgedreht und hochgerissen. Er hatte nach den lebenswichtigen Organen gewühlt. Das war kein Anfänger, der Typ hatte schon mal ein Messer benutzt. In Glasgow reduzierte sich der Kreis der Verdächtigen damit auf circa ein Viertel der männlichen Bevölkerung zwischen zwölf und fünfundzwanzig.

Winter nahm die Wunde ins Visier. Eine gewaltige Wunde, so groß, dass er hätte hineinfassen und die perforierten Eingeweide herausziehen können, groß genug, um sich auf die Suche nach der Seele zu begeben, die ihre Behausung aber natürlich längst verlassen hatte. Aufgeschlitzte Haut lächelte ihm entgegen. Die Schätze, die sie einst behütet hatte, verrotteten bereits, der Puls des Lebens war verstummt.

Scharf stellen. Abdrücken. Jedes Detail aus jedem Winkel. Wie gern hätte er das T-Shirt angehoben, um das volle Ausmaß der Zerstörung zu begutachten, aber das wäre gegen die

Vorschriften gewesen. Er durfte schauen, aber nicht anfassen, dokumentieren, aber nicht eingreifen, beobachten, aber auf keinen Fall etwas verändern.

Schwarz-goldene Designer-Sportschuhe, Kostenpunkt mindestens £ 120. Abgrundtief hässliche, sehr modische Treter. Dazu eine Burberry-Kappe, die Sammy vom langen, ungepflegten Haar gepurzelt war und nun neben seinem Kopf lag, eine marineblaue Ben-Sherman-Jacke, gemustert mit Sammys eigenem Blut, eine zertrümmerte Tag Heuer am Handgelenk, die anders als das Herz ihres Besitzers trotz allem weiterschlug. Alles zusammen sprach eine deutliche Sprache: Geld. Geld und schlechter Geschmack. Ein Proll mit ordentlich Kohle.

Nein, sagten die blauvioletten Lippen. Bitte, sagten die Augen. Ein Kaninchen, das in den Scheinwerfern des Schicksals in Schreckstarre verfällt. Ein Kind von Gier und Armut – eine ungute Mischung.

All das las Winter in dem zerstörten Körper, in der Wunde in seinem Oberkörper, in der eingefrorenen Mimik. Sammy war zu einem Foto geworden.

Deshalb war Winter Fotograf. Er wollte zeigen, wie es wirklich war, er wollte jede Warze, jede Beleidigung, jede Verletzung zeigen. Und warum? Weil eine Stadt ebenso durch ihre hässlichen Wunden definiert wurde wie durch ihre Architektur. Er hatte sich oft gefragt, was wohl zum Vorschein käme, wenn man der Stadt mit dem Messer durch die Eingeweide fahren würde. Wahrscheinlich die blaugrüne Galle der Verbitterung. Aber auch viel Hoffnung. Glasgow war eine großartige Stadt. Eine großartige Stadt, in der schreckliche Dinge geschahen. Und diese Dinge sollte man nicht ignorieren, sondern für alle Zeiten bewahren.

Seine Arbeit führte ihn an Orte, die die meisten Normalbürger nie zu Gesicht bekamen, an dunkle Orte, wo sich das

erkaltete Leben in blutigen Pfützen sammelte. Er dokumentierte den Moment vor dem Einmarsch der Trauernden, wenn das ganze Leben noch da war, gemütlich hingebettet neben den Tod.

Das würde er wohl niemals vollständig begreifen – wie nah beides nebeneinanderlag. Der Bruchteil einer Sekunde, eine Nanosekunde, ein Ångström trennte das Leben vom Tod. Winters Aufgabe war es, diesen Augenblick, die Verwandlung von Leben in Tod, von Hoffnung in Verzweiflung, direkt an der Quelle, auf dem Gesicht des Toten, festzuhalten. Seine Werkzeuge waren eine Nikon FM2 und eine Canon EOS-1D, aber sein Ziel war die Ewigkeit.

Ja, es war wirklich schön.

2

»Wenn ich mich recht entsinne, kommt der gute Sammy aus Royston. Auf jeden Fall irgendwo aus dem East End.« Eine Stimme in seinem Rücken scheuchte Winter aus seinen Tagträumen auf. Addisons Stimme. »Zweiunddreißig oder dreiunddreißig Jahre alt. Ziemlich alt für einen, der sein Zeug noch immer auf der Straße vertickt. Dürfte keine großen Sprünge gemacht haben. Alles eher im kleinen Stil – Koks, Heroin, Temazep, Ecstasy, Gras, Steroide, Aufputsch- und Beruhigungsmittel. Egal was die Kundschaft verlangt hat, der kleine Sack hier hat es ihnen ins Maul, in den Arm oder in die Nase gejagt.«

Addison war wütend, so viel war klar. Er hatte diese Scheiße schon viel zu oft mitgemacht.

»Ein einfacher Fußsoldat in Malky Quinns Armee«, fuhr er fort. »Eigentlich komisch, dass Malky und Co. nie mit einem Loch in der Brust im Regen liegen. Immer nur Sammy Ross und seinesgleichen. Und weil es einen von Malkys Jungs erwischt hat, kriegt jetzt irgendwer anders Ärger. Und damit höchstwahrscheinlich wir alle. Verdammte Scheiße. Noch nicht mal acht Uhr, und der Tag ist schon im Eimer. Ich will jetzt mein Speckbrötchen.«

Die Fotos waren im Kasten, aber Winter konnte den Blick noch nicht von Sammy lassen. Es nervte ihn, dass Addison ihn hetzte. Aber was soll's, dachte er, als er Baxters Gesichtsausdruck bemerkte, vielleicht war es sogar besser so. Der alte Griesgram sah aus, als würde er jeden Moment explodieren.

Winter beschloss, den bohrenden Blick des Forensikers zu ignorieren, und stand auf. »Du denkst zu viel ans Essen, Addy. Kein Wunder, dass du so fett bist.«

DI Addison war eins neunzig groß und spindeldürr; gerade weil er so riesig war, wirkte er so dünn. Er wollte gerade eine scharfsinnige Bemerkung abgeben, als sein Detective Sergeant neben ihm auftauchte, Colin Monteith. Monteith hatte fahlblondes Haar und wirkte immer ein wenig gehetzt. Im Schlepptau hatte er ein Skelett in voller Proletenuniform: Jogginghose, aufgeplusterte weiße Jacke, die unvermeidliche Baseballkappe. Der Junkie von der Ecke. Anscheinend hatte Monteith die uniformierten Kollegen beauftragt, sich unters Volk zu mischen, sprich unter die wandelnden Toten, die sich um diese Tageszeit in der Umgebung des Markts herumtrieben. Aber die Chancen standen nicht besonders gut. Selbst wenn einer von ihnen etwas mitbekommen hatte, hatte er es wahrscheinlich schon wieder vergessen.

Addison verdrehte die Augen, als wollte er sagen, ich hoffe sehr, dass das keine Zeitverschwendung ist.

Nachdem Monteith das Skelett in ein paar Metern Entfernung abgestellt hatte, gesellte er sich zu Winter und seinem Boss.

»Ich glaube, der hier hat tatsächlich noch ein paar Tassen im Schrank. Hatte sich drüben aufs Ohr gehauen, und immerhin weiß er, was für ein Tag heute ist. Deshalb dachte ich mir, den sollte man sich mal genauer anschauen. Er behauptet, er hätte was gehört. Ziemlich verdächtige Geräusche.«

»Er weiß, was für ein Tag heute ist?«, meldete sich Winter zu Wort. »Und deshalb ist er jetzt Junkie des Monats, oder was?«

Monteith bedachte ihn mit einem strafenden Blick.

»Okay, bring ihn her«, seufzte Addison. »Viel zurechnungsfähiger wird's hier wahrscheinlich nicht mehr. Na los.«

Der hochgewachsene Inspector überragte den Junkie um mehr als einen Kopf. Der wusste sofort, wer hier das Sagen hatte. Er beäugte Addison von unten und trat von einem Fuß auf den anderen.

»Du hast also was gehört«, sagte Addison und ließ dabei offen, ob es sich um eine Frage oder um eine Feststellung handelte. »Erzähl doch mal.«

»Hab ich doch schon den andern Cops erzählt. Hab geschlafen. War mitten in der Nacht und duster. Stockduster, nich wahr.«

Addison sah aus, als hätte er ihn am liebsten aufgefordert, verdammt noch mal zur Sache zu kommen. Doch er begnügte sich mit einem Nicken.

»Also es war duster, und dann waren da Stimmen. Haben sich gestritten. Aber nich besonders laut. Haben sich 'ne ganze Weile gestritten, und dann war da so 'ne Art Schrei und dann nix mehr. Hab gehört, wie der Typ hingeknallt ist.«

»Und was hast du danach gehört?«

»Nix.«

»Nichts? Keine Schritte, niemanden, der gegangen oder weggerannt ist? Keine Hilferufe? Vielleicht ein Auto? Oder ein Motorrad? Oder irgendwas, was weggeschmissen wurde und auf den Boden gefallen ist?«

»Nee. Oder … Aye, da is einer weggegangen. Aber nich gerannt, mehr so langsam, wie wenn er was wegschleift. Aber nach Hilfe geschrien hat da keiner. War wahrscheinlich schon tot.«

»Und was hast du gemacht? Deine Bürgerpflicht erfüllt und die Polizei gerufen?«

»Nee. Sorry, Mann, aber echt nicht. Ich hab schön stillgehalten. Konnte ja nich wissen, ob der Typ zurückkommt, und warum soll ich mich auch noch abmurksen lassen? Kann sein,

dass ich noch mal weggepennt bin. Weiß nich. Als ich aufgewacht bin, war hier alles voller Polizei.«

»Hast du den Typen gesehen? Weißt du, wie groß er war? Welche Haarfarbe? Irgendwas?«

»Es war duster, Mann, stockduster. Hab ich doch schon gesagt. Außerdem hab ich mich lieber geduckt. Hab nur zugehört.«

»Aber du meinst, er hat irgendwas weggeschafft? Geht's auch ein bisschen genauer? Hat er was über den Boden gezogen? Oder was getragen?«

»Kann sein. Weiß nich. Getragen, geschleift, was weiß ich.«

Addison schüttelte den Kopf, der Verzweiflung nahe, und forderte Monteith mit einem genervten Nicken auf, das Skelett wegzubringen und seine Aussagen zu Protokoll zu nehmen. »Du sagst ihm alles, was du weißt«, gab er dem Junkie mit auf den Weg. »Und mit dem nächsten Auslandsurlaub wartest du noch ein bisschen, okay?«

»Ha, ha. Wie sieht's aus, Chef, gibt's dafür ein bisschen Kohle? Hätt ja nix sagen müssen.«

»Aber selbstverständlich! Meld dich einfach beim Kollegen an der Kasse. Aber Kopf runter, falls die fliegenden Schweine wieder auftauchen.«

Der Junkie schien etwas entgegnen zu wollen, wer hier seiner Meinung nach die Schweine waren, überlegte es sich aber doch noch anders. Schweigend zog er ab, mit Monteiths fleischiger Pranke auf der Schulter.

»Was für ein beschissener Sonntag«, stöhnte Addison. »Komm, mach fertig, steck deine Kamera ein und lass das arme Schwein in Frieden. Die Straße runter steht ein Imbisswagen. Der Fraß ist sogar genießbar. Nicht dass die zugedröhnten Typen hier das zu würdigen wüssten, aber trotzdem. Du kannst mich fotografieren, wie ich zwei Speckbrötchen esse. Mit brauner Soße und einer Tasse Kaffee. Du zahlst.«

Winter fragte nicht weiter nach, warum er den DI einladen sollte, genauso wenig wie der DI fragte, warum er den toten Dealer nicht nur mit der offiziellen Nikon FM2, sondern auch mit seiner eigenen Canon EOS-1D fotografiert hatte. Addison hatte sich auch nicht erkundigt, warum Winter heimlich festgehalten hatte, wie verstört der Junkie auf Sammys Leiche gestarrt hatte. Der DI war einer von lediglich zwei Menschen, die von Winters Sammlung wussten. Er hatte sogar einmal gemeint, Winter solle seine Bilder ausstellen, aber da war er auch ziemlich besoffen gewesen.

In diesem Moment drängte sich Two Soups zwischen sie und die Leiche und fragte, ob sie denn nun endlich fertig wären. Ein schwerer Fehler. Bei Winter konnte er sich die Nummer vielleicht erlauben, aber nicht bei Addison.

»Mr. Baxter«, knurrte Addison und fixierte den Forensiker von oben herab. »Ich habe bis eben den vermutlich einzigen Zeugen dieser Bluttat verhört. Tony Winter hat das Opfer fotografiert. Beides ist von zentraler Bedeutung für die Ermittlungen, weshalb beides unverzüglich durchgeführt werden musste. Die Leiche hingegen rührt sich so schnell nicht vom Fleck. Also können Sie mir bitte erklären, was für ein verdammtes Problem Sie haben?«

Two Soups blinzelte, als würde er seinen Ohren nicht trauen. Und als wüsste er erst recht nicht, was er darauf erwidern sollte. »Na ja, ich wollte einfach …«

»Gut. Das wäre also geklärt. Wir sind hier sowieso gerade fertig. Also los, schnappen Sie sich Ihre Laboraffen und tun Sie, was Sie nicht lassen können. Winter muss noch ein paar Schuhabdrücke fotografieren, ich muss mich unter den Standinhabern umhören. Wir wollen Sie wirklich nicht länger aufhalten.«

Addison packte Winter am Arm und zog ihn weg von der Leiche und Two Soups, der noch eine Weile vor sich hinmurr-

te, ehe er seine Forensiksoldaten um sich sammelte und zum Angriff blies.

Der DI grinste. »Was für ein Arschloch.«

»Wo sollen die Schuhabdrücke sein?«, fragte Winter.

»Hinten bei der Mauer an der Nordseite, im Schlamm, zwei Paar. Sieht so aus, als wären es Sammy und unser Mister X. Auf dem Asphalt ist dann natürlich nichts mehr zu erkennen, aber vorher sind sie in die richtige Richtung gelaufen. In Richtung Leiche.«

»An der Nordseite?« Winter lachte in sich hinein. »Warum laufen wir dann hier lang?«

»Weil ich meine Speckbrötchen will. Himmelherrgott, hörst du mir überhaupt zu? Da hinten halten zwei uniformierte Kollegen die Stellung und sichern das Gebiet. Die Abdrücke können warten, mein Magen nicht.« Addison stopfte die Hände noch tiefer in die Taschen und ging voraus zum Imbisswagen. »Wie oft sollen wir die Scheiße eigentlich noch mitmachen? Wenn ich vorgehabt hätte, den Rest meines Lebens den Dreck von der Straße zu kehren, wär ich zur Müllabfuhr gegangen. Dann wär ich jetzt wenigstens wieder im Bett.«

Bett. Bestimmt lag sie immer noch im Bett, überlegte Winter. Wahrscheinlich hatte sie sich mittlerweile auf seine Seite gewälzt. Während Addison weiter lamentierte, dachte er nur an sie. Mit ihr konnten es kein toter Dealer und auch kein Speckbrötchen aufnehmen.

Sie brauchten keine fünf Minuten. Ein dicker, dunkelhaariger Kerl hinter der Theke, der in Anbetracht der unchristlichen Uhrzeit fast schon unanständig gut drauf war, bediente zwei Teenager, als sie ankamen. Die beiden erkannten sofort, dass Addison ein Bulle war, und hatten es plötzlich sehr eilig, ihre Bestellung zu bekommen und zu verschwinden. Addison und Winter kümmerten sich nicht weiter darum. In Glasgow

gab es nur eine Sorte Menschen, die beim Anblick eines Cops nicht zumindest den Anflug eines schlechten Gewissens verspürte: Cops.

»Vier Speckbrötchen, Charlie«, sagte Addison zu dem dicken Kerl.

Winter schüttelte den Kopf. »Drei.«

»Nein, vier. Wenn du dein zweites nicht willst, nehm ich's gerne.«

»Braune Soße, Mr. Addison?«, fragte Charlie.

»Scheißt der Papst in den Wald? Natürlich mit brauner Soße.« Addison stellte den Kragen auf, um die morgendliche Kälte auf Abstand zu halten, und sog den wabernden Geruch von Schweinefleisch und Fett ein. »Dem Laden hier sollten sie einen Michelin-Stern verleihen«, erklärte er Winter, ehe er sich wieder an Charlie wandte. »Sag mal, Charlie, wann hast du heute Morgen angefangen?«

»Um halb sieben. Aber da waren Ihre Jungs schon da, glaub ich. Falls Sie darauf hinauswollen.«

»Und wer war vor dir dran?«

»Jimmy Frize, seit elf Uhr gestern Abend. Hat aber nichts Ungewöhnliches erwähnt. Nur den üblichen Dreck.«

»Säufer und Junkies?«

»Trägt der Bär einen lustigen Hut?«, gab Charlie zurück.

»Aye, verstehe. Wie kann ich Jimmy erreichen?«

Charlie kritzelte die Nummer von Frize auf einen Zettel und schob ihn über die Theke, während Addison den letzten Bissen seines zweiten Brötchens hinunterschlang. Winter war noch beim ersten.

»Noch ein Brötchen, Mr. Addison?«, fragte Charlie. »Geht aufs Haus.«

»Du willst doch nicht etwa einen Polizeibeamten bestechen, Charlie? Aber meinetwegen …«

»Na, Sie können es sich doch leisten, Mr. A. Ich tu auch 'ne Scheibe Blutwurst rein. Ich weiß doch, wie Sie's am liebsten mögen.«

»Hauptsache braune Soße, Charlie.«

Als Addison das dritte Brötchen in Angriff nahm, verabschiedeten sie sich und gingen ohne Eile zurück Richtung Blochairn. Ohne große Eile wateten sie durch die Überbleibsel einer feuchtfröhlichen Nacht. An einem Samstagabend sahen Glasgow und seine Bewohner am besten aus, an einem Sonntagmorgen am schlechtesten. Leere Buckfast-Flaschen, Kotze, Scherben. Eine Seite der Stadt, die in keiner Hochglanzanzeige auftauchte. Mit dem Auto war man in zehn Minuten am Princes Square und bei den Designerboutiquen an der Buchanan Street, und doch lagen dazwischen Welten. Zwei Möwen stritten sich um die kalten Reste eines Fischgerichts, das irgendein Besoffener fallen gelassen hatte. Wind und Wetter ließen eine leere Dose Irn-Bru durch den Rinnstein tanzen.

»Zum Kotzen«, jammerte Addison. »Manchmal hasse ich das ganze verdammte Land. Vor allem wenn es regnet, also meistens. Und nach Blochairn zu fahren, um einen Dealer vom Boden zu kratzen, hebt auch nicht gerade die Stimmung.«

»Wird schon wieder, Großer«, lachte Winter. »Wahrscheinlich hat Monteith den Fall schon gelöst, wenn wir zurück sind, und das Geheimnis um den Tod des Sammy Ross ist gelüftet.«

Addison schnaubte. »Sammy Ross! Was für eine Zeitverschwendung. Zeit- und Platzverschwendung. Allein der ganze Papierkram!« Sein Handy klingelte. Fluchend nahm er das halb verspeiste Brötchen in die andere Hand, fummelte das Telefon aus der Tasche, presste sich den Hörer ans Ohr, würgte den aktuellen Bissen herunter und grunzte: »Hallo? … Ja? Ja, Sir … Scheiße, das soll wohl ein Scherz … Nein, Sir, selbst-

verständlich nicht. Sorry … Verdammt. Klar. In ’ner halben Stunde bin ich da.«

Winter verkniff sich ein Grinsen. Er fragte sich, was jetzt wieder passiert war. »Was ist?«

Müde schüttelte Addison den Kopf. »Diese Stadt bringt mich noch um. Eine tote Nutte in der Wellington Lane. Erwürgt.«

Winter wurde hellhörig, bemühte sich aber um einen gleichgültigen Ton. »Aber bevor wir rüberfahren, machen wir noch hier fertig?«

»*Wir* fahren nirgendwohin. Ich fahr rüber. Monteith kann hier übernehmen, und drüben sind die Kollegen von der Spurensicherung schon dabei, das Flittchen abzulichten. Sorry, aber du wirst nicht gebraucht. Und heul mir bloß nicht die Ohren voll. Ich hab da nichts zu sagen.«

»Aber das ist doch Scheiße!«, platzte Winter heraus. »Die Sache scheint ja ziemlich wichtig zu sein, sonst würden sie dich nicht von einem Tatort zum anderen schicken. Aber ordentliche Fotos brauchen sie nicht, oder was?«

Addison lächelte amüsiert. »Muss ich dir das wirklich erklären, Kleiner? Im großen Weltenplan hat alles seinen Platz. Ein kleiner Dealer lässt sich samstagnachts abstechen? Im Scrabble wär das so ungefähr ein A. Aber eine tote Hure, das ist so viel wie ein J. Und Leichenfotos sehen eh immer gleich aus, egal ob du abdrückst oder ein dressierter Affe.«

Natürlich wusste Winter, dass Addy ihn bloß aufziehen wollte, und natürlich biss er trotzdem an.

»Fick dich doch. Fick dich und steck dir dein J in deinen A wie Arsch.«

Ein schallendes Lachen.

»Nicht schlecht, Kleiner. Hübsch gesagt. Aber jetzt musst du mich leider entschuldigen. Ich will die junge Dame nicht warten lassen.«

3

Der Regen hatte sogar noch zugelegt, als Addison in der Wellington Lane eintraf. Die Wellington war eine von mehreren Gassen, die quer durch den unteren Teil der Innenstadt führten. Da sie gerade breit genug waren für einen Pkw oder einen Kleinlaster, dienten die Gassen tagsüber als Zufahrtswege zu den Liefereingängen gehobener Hotels, Büros und Geschäfte. Nachts, wenn sie in der Dunkelheit verschwanden, dienten sie einem ganz anderen Geschäft.

Der DI parkte an der West Campbell Street und stieg aus. Unter wüsten Flüchen verkroch er sich im Kragen seines Mantels und marschierte an dem durchnässten Constable vorbei, der am Eingang der Gasse postiert war. Weiter vorn, wo die Kollegen bereits ein Zelt aufgestellt hatten und Scheinwerfer die trübe Dämmerung erhellten, hatte sich ein Haufen Uniformierter, Detectives und Forensiker versammelt. Ohne aufzublicken, schritt Addison eine Kolonne großer, roter Müllcontainer ab, bis er seine Mitarbeiterin fand, DS Narey. Detective Sergeant Rachel Narey schien schon eine ganze Weile neben dem letzten Container zu warten – neben dem Container, der unter der weißen Plastikplane verschwand.

Addison ließ auch DS Narey links liegen und zuckte nur mit den Augenbrauen, um sie über seinen Gemütszustand zu informieren. Gleichzeitig zog er sich ein Paar Latexhandschuhe über. Narey schüttelte den Kopf und folgte ihm in das Zelt, wo sich ein paar Leute von der Spurensicherung über die Tote beugten.

»Okay«, bellte der DI. »Dann zeigt dem Hund mal seinen Knochen.«

Der weiße Overall, der direkt vor ihm kauerte, fuhr herum und sah ihn an. »Detective Inspector Addison. Formvollendet wie immer.«

Addison schaute in die grünen Augen von Cat Fitzpatrick. Natürlich registrierte er ihren missbilligenden Blick, doch im Moment hatte er wirklich keine Lust auf Belehrungen. »Ja, ja, schon gut. Ich weiß, die Sonne ist noch nicht mal richtig aufgegangen, aber ich hab trotzdem schon einen verdammt langen Tag hinter mir. Also bitte, Schätzchen, lassen Sie mich meine Arbeit machen.«

»Aber klar doch, tun Sie sich keinen Zwang an. Ich sitz hier nur rum und schau meinem Nagellack beim Trocknen zu.«

»Sehr gut«, erwiderte Addison, der gar nicht zugehört hatte. Als Fitzpatrick Platz machte, trat er einen Schritt vor.

Auf dem Asphalt lag ein Mädchen. Anfang zwanzig. Arme und Beine wie verknotet. Weit aufgerissene Augen, weit aufgerissener Mund, als wäre sie von Panik erfasst worden. Ein kurzer Rock, über die Hüfte geschoben. Ein Slip unten am Fuß. Dunkelviolette Abdrücke am blassen Hals, wo der Mörder das kurze Leben aus ihr herausgewürgt hatte.

An den Wurzeln war das platinblonde Haar nicht platinblond. Dickes Make-up, so dick, wie ihr Lippenstift rot war, ein hageres Gesicht unter knalliger Kriegsbemalung. Dünne Arme. Addison sah die verfärbten Finger, die maroden Zähne, die wunden Stellen an den Nasenlöchern. Klare Hinweise auf ihre Sucht. Dazu die schwarzen Plateaustiefel, der minimalistische Rock, das ärmellose Top. Klare Hinweise auf ihren Lebensunterhalt.

Als er einen halben Schritt zur Seite trat, entdeckte er einen dunklen Fleck an ihrem Hinterkopf. Getrocknetes Blut. Passte farblich perfekt zu ihrem Lippenstift.

»Also, woran ist sie gestorben?«, fragte er die Forensikerin. »Erwürgt oder erschlagen?«

»Beides möglich«, meinte Fitzpatrick. »Aber wenn Sie mich fragen, ist die Kopfverletzung erst nach der eigentlichen Attacke erfolgt oder bestenfalls eine Begleiterscheinung. Er hat ihr den Hals zusammengedrückt und sie dabei nach hinten gestoßen, und da ist sie mit dem Hinterkopf aufgeschlagen. Aber nicht auf die Mauer hier.«

»Nein? Wo dann?«

»Zwanzig Meter die Gasse runter. Im Haar haben wir blaue Farbpartikel entdeckt, die zu der Nische da hinten passen. Hätte er sie hier getötet, hätten wir Ziegelspuren finden müssen. Haben wir aber nicht.«

»Hat sie schon einen Namen?«

»Nein«, meldete sich Narey zu Wort, die hinter ihm stand. »Sie hatte nichts dabei. Keine Tasche, keinen Ausweis. Entweder hat sie das Zeug versteckt, bevor sie zur Arbeit gegangen ist, oder irgendwer hat es ihr abgenommen.«

Addison war nicht überzeugt. »Also ein Raubüberfall?«

»Ich weiß, sieht nicht danach aus. Sieht eher danach aus, als hätte er sie beim Sex oder direkt nach dem Sex getötet. Und das lässt bekanntlich auf ein ganz anderes Motiv schließen.«

»Klasse«, murmelte Addison. »Wirklich klasse.« Vorsichtig hob er eine ihrer Hände an. Trockene Finger, rissige Nägel und vor allem: auf den ersten Blick keine Hautfetzen unter den Nägeln. Offenbar hatte sie den Angreifer nicht mal gekratzt. »Sie hat sich nicht gewehrt.«

»Wahrscheinlich war sie ziemlich zugedröhnt«, meinte Narey. »Erst hat sie nicht gewusst, wo oben und unten war, und als es ihr dann doch wieder eingefallen ist, war es schon zu spät.«

»Ja, sieht so aus«, sagte Fitzpatrick. »Wir müssen noch die toxikologische Untersuchung abwarten und uns ein bisschen

ausführlicher unter den Fingernägeln umschauen, aber bisher würde ich DS Narey zustimmen.«

Addison nickte. Das hatte er sich auch schon gedacht, was es aber kein Stück besser machte. »Rachel, da du heute so prächtig in Form bist – was hältst du davon?« Er deutete auf eine Stelle an der Wange der Toten, wo das Make-up zum Teil abgewischt worden war.

»Seltsam«, murmelte Narey. »Vielleicht ist es beim Handgemenge passiert? Oder der Killer hat versucht, eine ziemlich merkwürdige Signatur zu hinterlassen?«

»Möglich.« Addison beugte sich vor. »Siehst du den Streifen hier? Als hätte er ihr erst mit den Fingern ins Gesicht gelangt und dann mit dem Ärmel drübergewischt, um die Fingerabdrücke zu verschmieren. Wen hast du dabei?«

»DC Corrieri«, sagte Narey. »Sie wartet draußen.«

»Okay, wenn ihr wieder im Revier seid, setzt du sie an den Computer und lässt sie im landesweiten Verzeichnis nachschauen, ob das Ganze zu einem aktenkundigen Triebtäter passt. Vielleicht will da einer sein Revier markieren … Ist eine wilde Theorie, aber falls das Arschloch so was schon mal durchgezogen hat, sollten wir Bescheid wissen. Und du findest raus, wer die Kleine ist. Du hast doch Kontakte in der Gegend?«

»Ja, drüben in der Beratungsstelle. Aber um die Uhrzeit ist da keiner.«

»Leider. Und die anderen Mädchen, die in der Nacht hier gearbeitet haben, sind auch längst weg. Aber was soll's, heute Abend lass ich hier 'ne Razzia durchführen, vielleicht redet ja irgendwer mit uns. Und in der Zwischenzeit drück ich irgendwem die Überwachungskameras aufs Auge. Aber du kümmerst dich um ihre Identität.«

»Mach ich.«

»Wie sieht's aus, Ms. Fitzpatrick? Haben Sie einen ungefähren Todeszeitpunkt für mich?«

»Für Sie, Detective Inspector? Aber immer doch. In ein paar Stunden dann.«

»Sehr witzig. Hatte ich nicht erwähnt, dass ich einen verdammt langen Tag hinter mir habe? Also raus mit der Sprache. Wann ist sie gestorben?«

»Um Mitternacht rum, würde ich sagen. Später hab ich's dann ein bisschen genauer.«

»Okay, dann muss das wohl fürs Erste reichen.« Er wandte sich an Narey. »Du erzählst mir jetzt, wie und wo sie gefunden wurde. Die beiden Cops, die als Erste hier waren, sind noch da?«

»Ja. PC Dwyer und PC Watt warten draußen bei Corrieri.«

»Dann unterhalten wir uns doch mal mit den Kollegen. Ach ja, Cat – wenn Sie fertig sind, decken Sie sie zu und schaffen Sie sie hier weg. Für heute hat die Arme genug gelitten.«

Die Police Constables Stevie Dwyer und Kenny Watt waren um kurz vor acht Uhr früh zum Tatort geschickt worden. Einem Mann, der die Abkürzung durch die Gasse genommen hatte, war ein länglicher, schwarzer Gegenstand aufgefallen, der hinter einem roten Müllcontainer hervorgelugt hatte. Aus Neugier hatte er genauer hingeschaut und festgestellt, dass es ein Stiefel war – der noch am Fuß der Besitzerin steckte. Nachdem er sich beinahe in die Hose gemacht hatte, hatte er die Polizei gerufen.

Dwyer und Watt brauchten nur ein paar Minuten vom Revier am Anderston Quay. Gleich darauf ließen sie die komplette Forensik-Kavallerie anrollen. Keiner der beiden Cops kannte die Tote, Zeugen drängten sich auch nicht gerade auf. Der Mann, der den Fund gemeldet hatte, konnte ein tadelloses Alibi für letzte Nacht vorweisen. Ehe der Container für

die weiteren Untersuchungen von der Wand abgerückt wurde, wurde das Mädchen fotografiert, wie man es entdeckt hatte, eingeklemmt zwischen Mauer und Mülleimer. Fitzpatrick bemerkte dann die blauen Farbrückstände in ihrem Haar und schaute sich daraufhin ein bisschen in der Gasse um. Schon in ein paar Metern Entfernung stolperte sie über einen Fensterrahmen und eine Tür, die im selben Dunkelblau gehalten waren, aber die Blutspritzer, die sich durch den Schlag auf den Hinterkopf in der Umgebung hätten verteilen müssen, fehlten vollständig. Ein Stück weiter, an einem dunkelblau gestrichenen Garagentor, das einen knappen Meter von der schmalen Fahrbahn zurückgesetzt war, wurde sie jedoch fündig: Auf den Lamellen des Tors, ungefähr in Kopfhöhe, entdeckte sie Hautfetzen und blondes, blutverkrustetes Haar. Gegen dieses Tor hatte der Täter den Kopf des Mädchens gerammt.

»Passt perfekt«, sagte Addison. »In solche Ecken nehmen die Mädchen ihre Kundschaft besonders gern mit. Eine dunkle Nische, keine Straßenbeleuchtung, keine Überwachungskameras.«

Narey nickte. »Und deshalb ist es auch der perfekte Ort für einen Mord.«

»Hm. Also Vorsatz? Oder eher eine Impulstat? Stell dich doch mal an die Wand. Gleich neben die Stelle, wo sie gestanden hat.«

»Das hätten Sie wohl gern.«

»Scheiße, Mädchen, jetzt mach schon! Stell dich hin.«

Kopfschüttelnd trat Narey vor die Wand und betrachtete den DI trotzig.

»Danke.« Addison baute sich dicht vor ihr auf, viel dichter, als ihr recht sein konnte, und schob die Hüfte ein Stück nach vorne. Dann hielt er die Hände an ihren Hals, als wollte er sie erdrosseln.

»Sir?«

»Ja?«

»Würden Sie sich bitte verpissen, okay?«

»Gleich, gleich.« Im Stil eines Pantomimen knallte er Nareys imaginären Kopf ein paarmal gegen die Wand und wich einen Schritt zurück, als wäre sie auf den Boden geglitten. Dabei entdeckte er einige winzige Blutspuren auf dem Asphalt. »Jetzt will er sie natürlich verstecken. Also trägt er sie rüber zu den Containern. Oder er schleift sie, was weiß ich.« Langsam schlich der DI zu dem roten Container, der halb unter dem Zelt verschwand, sehr darauf bedacht, nicht quer durch die tatsächliche Route zu trampeln. »Okay. Was denkst du?«

Allmählich musste Narey einsehen, dass das Ganze durchaus Sinn ergab. Auf die schauspielerische Einlage hätte sie aber lieber verzichtet.

»Na gut«, begann sie. »Offensichtlich war er stark genug, um das Opfer etwa zwanzig Meter weit zu transportieren, und das, ohne gesehen zu werden.«

»Aber …«

»Aber anscheinend nicht stark oder cool genug, um sie dann auch *in* den Container zu verfrachten, wo sie wahrscheinlich erst sehr viel später entdeckt worden wäre.«

»Exakt. Und wenn er sie schon relativ flott relativ weit transportieren konnte – besonders viel Zeit wird er sich nicht gelassen haben –, hätte er sie mit Sicherheit auch in die Tonne schmeißen können. Aber das hat er nicht getan, nein, er wollte möglichst schnell weg. Deshalb würde ich sagen: kein Vorsatz, sondern eher eine spontane Aktion.«

»Ein impulsiver Sexkiller«, fasste Narey zusammen.

»Ja. Es gibt Tage, da wünschte ich, ich wäre gleich im Bett geblieben. Kennst du das, Rachel?«

»Irgendwie macht es mich immer nervös, wenn Sie das Wort ›Bett‹ gebrauchen, Boss.«

Addison ignorierte ihre Bemerkung. »Also ich hatte schon einen Haufen solcher Tage, und der hier ist auch so einer. Und dann diese Stelle an der Wange, wo der Kerl ihr Make-up angegrabbelt hat. Das gefällt mir gar nicht.«

»Zwei Leichen an einem Morgen«, versuchte Narey es mit Einfühlungsvermögen. »Kein Wunder, dass Sie ein bisschen durch den Wind sind.«

»Durch den Wind?« Addison starrte sie entrüstet an. »Träum weiter! Ich bin hungrig, sonst nichts. Genauer gesagt bin ich am Verhungern. Aber trotzdem, dieses abgewischte Make-up? Damit wollte uns der Wichser was sagen. Verlass dich drauf.«

4

Montag, 12. September
Nachmittag

Schon seit Stunden saß Winter in der Pitt Street in seinem Büro fest, tief in den Eingeweiden des Hauptquartiers der Strathclyde Police. Er war allein im Zimmer, allein mit den Fotos von Sammy Ross' aufgeschlitzter Brust. Wären die Bilder ein wenig spannender gewesen, wären es beispielsweise Bilder von Addisons toter Nutte gewesen, hätte er ja nichts dagegen gehabt. Aber Sammy? Das reichte ihm nicht.

Winter teilte Addisons abgrundtiefe Abscheu gegenüber jeglicher Art von Papierkram. Die eigenen Tatortfotografien sortieren und mit Barcodes versehen zu müssen war schon schlimm genug. Noch viel schlimmer war es, diese Tortur für andere auf sich nehmen zu müssen. Er wollte nicht hier sein, sondern am Schauplatz des Geschehens, egal ob es ein Unfall war, eine Schießerei oder ein Selbstmord. Und zwar so schnell wie möglich – am liebsten hätte er noch den letzten Atemzug der Opfer eingefangen. Stattdessen saß er hier im trüben Dämmerlicht, musste Ordner hin- und herschieben und die Zeit totschlagen.

Winter hatte seine Quasikarriere im IT-Sektor nicht aufgegeben, um jetzt als bessere Datenbank zu fungieren. Nein, dafür war er nicht ans College zurückgekehrt. Oder doch? Immerhin hatte er sechs Jahre gebraucht, um dieses Stadium zu erreichen, das Stadium der totalen Langeweile. In Momenten

wie diesem fragte er sich, ob es nicht doch ein bisschen Spaß gemacht hatte, Computernetzwerke zu installieren. Oder, und das war eigentlich noch bedenklicher, ob es so ein großer Unterschied gewesen war.

Die bittere Ironie war, dass er von Anfang an zu den Cops gewollt hatte. Sein Onkel Danny war Bulle gewesen, und früher hatte Winter vor allem ein Ziel im Leben gehabt: so zu sein wie Onkel Danny. Deshalb hatte er sich beworben und den üblichen Eignungstest sowie die Fitnesstests in Jackton mit fliegenden Fahnen bestanden – um dann das Bewerbungsgespräch in den Sand zu setzen. Dabei hatte er bloß die Wahrheit gesagt. Hätte er für sich behalten, wie sehr ihn der Tod faszinierte, hätte er wahrscheinlich nicht auf seinen Plan B zurückgreifen müssen: Programmierer. Eine Zeit lang hatte er sich noch gefragt, warum man ihm nicht erlauben wollte, in der Innenstadt auf Streife zu gehen, aber millionenschwere Software verwalten oder Leichen ablichten, das traute man ihm zu. Letztendlich war er zu dem Schluss gekommen, dass das Ganze mehr über die Polizei an sich und über psychometrische Testverfahren im Allgemeinen aussagte als über seine Persönlichkeit.

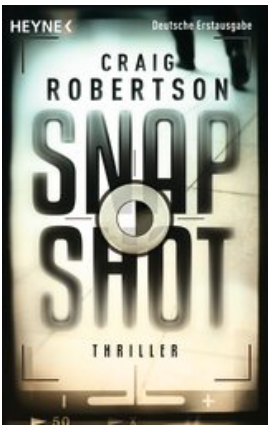
Die Leute in seinem Bekanntenkreis hatten die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. Wer gab schon einen guten Job als IT-Profi auf, um als Polizeifotograf zu schuften? Wie konnte man ohne Not einen guten Abschluss in den Müll werfen? Sie hatten einfach nicht kapiert, dass er keine Sekunde länger vor einer Tastatur sitzen wollte. Kaum hatte er Metinides' Fotografien in einer Londoner Ausstellung gesehen, hatte ihn die Sucht gepackt. Damit trat er zwar nicht in Onkel Dannys übergroße Fußstapfen, aber vielleicht passte es sogar besser zu ihm. Schon als er das Werk des Mexikaners betrachtet hatte, hatte er diesen Kitzel gespürt, und er war sich sofort sicher gewesen – seine eigenen Fotos zu schießen wäre noch zehnmal intensiver.

Doch die Fotos, die er jetzt für Caroline Sanchez, eine Kollegin aus der Spurensicherung, abheften durfte, waren geradezu übertrieben langweilig. Ein Mazda MX-5 hatte eine rote Ampel überfahren und war in einen Bus aus der Gegenrichtung gekracht, der mit Karacho über die grüne Ampel gerauscht war. Der Fahrer des Mazda war mit einem gebrochenen Arm davongekommen, aber nun mussten natürlich eine Unmenge Scherben fotografiert und zu den Akten gelegt werden. Winter konnte nur noch auf göttlichen Beistand hoffen. Während Sanchez am Schauplatz eines Raubüberfalls in Summerston über irgendwelchen Reifenspuren kauerte, musste er in den Katakomben der Pitt Street hocken und ihren elektronischen Papierkram erledigen.

Aber das gehörte nun mal zu dem Vertrag mit dem Teufel, den er geschlossen hatte – zu dem seltsamen Konstrukt, das seinen Verbleib in den Diensten der Strathclyde Police als einer der beiden letzten ausgebildeten Fotografen sicherte. Die restliche Arbeit wurde von Affen in Ganzkörperkondomen erledigt, von Leuten, die den Unterschied zwischen Blende und Belichtung nachschlagen mussten und froh waren, wenn sie das Knöpfchen fanden. Klar, mit Leichenlipid, Petechien und Minutien kannten sie sich aus, da waren sie die Experten, aber mit einer Kamera wussten sie rein gar nichts anzufangen. Draufhalten, ein bisschen an der Schärfe rumspielen und abdrücken, möglichst oft abdrücken, damit vielleicht ein Treffer dabei war. Und warum auch nicht, denn eigentlich ging es ja nicht ums Fotografieren, sondern ums Geld. Wie immer halt. Ein Spurensicherungsmensch, der zugleich die Aufgaben des Fotografen übernahm, das war eine erhebliche Kosteneinsparung. Dabei hätte es sehr oft nicht nur einen echten Fotografen, sondern auch althergebrachten Film statt eine moderne SD-Karte gebraucht. Bissspuren beispielsweise ließen sich mit

HEYNE

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Craig Robertson

Snapshot
Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43685-5

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Mein Name ist Tony Winter. Ich fotografiere den Tod.

In Glasgow hat man bessere Chancen, ermordet zu werden, als irgendwo sonst in Westeuropa. Und in Sachen Messerstechereien liegt die Stadt sogar weltweit an der Spitze. Als Tatortfotograf hat man hier immer gut zu tun. Meistens handelt es sich um Kleinkriminelle oder Opfer häuslicher Gewalt. Aber jetzt hat ein Killer angefangen, den mächtigsten Drogenbossen der Stadt Kugeln in die Schädel zu jagen. Tony Winter heftet sich an seine Fersen. Und gerät bald selbst ins Visier ...

Der Titel im Katalog